

HEYNE <

Das Buch

Anya Kozlova, einzige Tochter eines weißrussischen Ehepaares, von ihrem Vater zärtlich »weiße Gardenie« genannt, verlebt eine glückliche Kindheit in einer kleinen chinesischen Stadt an der Grenze zu Russland. Doch kurz vor ihrem dreizehnten Geburtstag zerbricht ihre Welt für immer: Ihr geliebter Vater verunglückt tödlich, gleichzeitig wirft der Zweite Weltkrieg seine langen Schatten. Anyas Mutter wird in ein sibirisches Arbeitslager verschleppt, Anya selbst gelingt die Flucht nach Shanghai. Dort nimmt Serjei, Besitzer eines lukrativen Nachtclubs, das Mädchen wie seine eigene Tochter auf. Während Anya vergebens auf Nachricht von ihrer Mutter hofft, wächst das Mädchen zu einer begehrenswerten jungen Frau heran. Als Dimitri, ein Freund des Hauses, schließlich um ihre Hand anhält, wähnt sie sich endlich in Sicherheit. Anya ahnt nicht, dass sie bald wieder auf der Flucht sein wird.

Die Autorin

Belinda Alexandra, deren Vorfahren mütterlicherseits aus Russland stammen, wurde in Australien geboren. Nach ihrem Studium in Melbourne und Sydney reiste sie nach New York, wo sie in einer Agentur für Kongresse arbeitete. Zur Zeit lebt sie in Sydney und arbeitet an ihrem zweiten Roman. *Die weiße Gardenie* ist ihr erster Roman.

Belinda Alexandra

Die weiße Gardenie

Roman

*Aus dem Englischen
von Imke Walsh-Araya*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
WHITE GARDENIA
erschien 2002 bei HarperCollinsPublishers, Australia

Die Übersetzung des Gedichts von Anna Achmatowa
stammt von Ludolf Müller aus der folgenden Ausgabe:
IM SPIELGELLAND, AUSGEWÄHLTE GEDICHTE.
Von Anna Achmatowa, hrsg. von Efim Etkind,
© Piper Verlag, München, 1989

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: Verlagsbüro Oliver Neumann

Taschenbucherstausgabe 11/2004

Copyright © 2002 by Belinda Alexandra

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2004

Umschlagillustration: Corbis und Getty Images / James
Nelson

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

<http://www.heyne.de>

ISBN: 3-453-40003-8

Für meine Familie



Teil I



Harbin, China

Wir Russen glauben, dass männlicher Besuch ins Haus steht, wenn jemand aus Versehen ein Messer vom Tisch stößt; und ein Vogel, der sich ins Zimmer verirrt, kündigt den Tod eines uns nahe stehenden Menschen an. Doch als 1945 um meinen dreizehnten Geburtstag herum beides geschah, hatten mich kein fallendes Messer und kein verirrter Vogel gewarnt.

Der General erschien am zehnten Tag nach dem Tod meines Vaters. Meine Mutter und ich waren gerade dabei, die schwarze Seide zu entfernen, mit der wir Spiegel und Ikonen während der neuntägigen Trauerzeit verhüllt hatten. Noch heute erinnere ich mich genau, wie meine Mutter, die mit dreiunddreißig Jahren Witwe geworden war, damals aussah: von dunklen Haarsträhnen eingerahmte, elfenbeinfarbene Haut, Perlen-Ohrstecker in den weichen Ohrläppchen und leidenschaftliche, bernsteinfarbene Augen.

Ich weiß noch, dass ihre schmalen Finger den dunklen Stoff mit einer für sie untypischen Gleichgültigkeit zusammenlegten. Aber schließlich standen wir beide noch unter Schock. Als mein Vater uns an jenem schicksalhaften Morgen verlassen hatte, hatten seine Augen gestrahlt, und er hatte mich zum Abschied auf die Wangen geküsst. Wie hätte ich ahnen können, dass er in einem Eichensarg zu uns zurückkehren würde?

Nie wieder würde er die Augen öffnen, und sein im Tod erstarrtes Gesicht war unerreichbar fern. Der untere Teil des Sarges blieb geschlossen, um die Beine zu verbergen,

die in den Trümmern seines Wagens verstümmelt worden waren.

In der Nacht, in der die Leiche meines Vaters, von weißen Kerzen umringt, im Wohnzimmer aufgebahrt lag, schob meine Mutter den Riegel vor die Garagentore und sicherte ihn mit Kette und Vorhängeschloss. Ich beobachtete von meinem Fenster aus, wie sie vor der Garage auf und ab ging. Ihre Lippen murmelten eine lautlose Beschwörung. Immer wieder blieb sie stehen und strich sich das Haar hinter die Ohren, als lauschte sie auf etwas, doch dann schüttelte sie den Kopf und setzte ihren Weg fort. Am nächsten Morgen schlüpfte ich hinaus, um mir Schloss und Kette anzusehen. Mir war klar, warum sie das getan hatte: Sie hatte die Garagentore verriegelt, so wie wir meinen Vater eingeschlossen hätten, wenn wir gewusst hätten, dass wir ihn nie wiedersehen würden, als wir ihn in den strömenden Regen hinausfahren ließen.

In den Tagen nach dem Unfall wurden wir durch den ununterbrochenen Besucherstrom unserer russischen und chinesischen Freunde von unserem Kummer abgelenkt, die einander im Stundentakt abwechselten. Sie kamen zu Fuß oder per Rikscha aus ihren Stadthäusern oder von ihren Bauernhöfen, und unser Heim füllte sich mit dem Duft von Brathähnchen und dem Gemurmel der Beileidsbezeugungen. Die Besucher vom Land brachten uns Brot und Kuchen oder Feldblumen, die den ersten Frost in Harbin überstanden hatten, während die Stadtbewohner uns Elfenbein und Seide schenkten, eine taktvolle Art, uns mit Geld zu versorgen. Ohne meinen Vater standen meiner Mutter und mir harte Zeiten bevor.

Dann kam das Begräbnis. Der Priester, dessen raue, knorrigte Gestalt an einen alten Baum erinnerte, schlug in der eisigen Luft das Kreuz, bevor der Sarg zugemagelt wurde. Breitschultrige Russen stachen ihre Spaten in den Lehm und warfen gefrorene Erdklumpen ins Grab. Sie ar-

beiteten hart, mit zusammengebissenen Zähnen und gesenktem Blick, entweder aus Respekt vor meinem Vater oder um die Bewunderung seiner schönen Witwe zu erlangen. Während der ganzen Zeit standen unsere chinesischen Nachbarn in respektvollem Abstand draußen vor den Friedhofstoren, voller Mitgefühl, aber erfüllt von Misstrauen gegenüber unserer Sitte, unsere Lieben in der Erde zu begraben und sie damit den Elementen zu überlassen.

Anschließend kehrte die Gesellschaft zu unserem Holzhaus zurück, das mein Vater nach seiner Flucht aus dem Russland der Revolution eigenhändig gebaut hatte. Der Leichenschmaus bestand aus Grieskuchen und Tee aus dem Samowar. Ursprünglich war das Haus ein schlichter Bungalow gewesen, unter dessen überhängendem Giebeldach Ofenrohre hervorragten. Doch nachdem mein Vater meine Mutter geheiratet hatte, erweiterte er es um sechs Zimmer und ein zweites Stockwerk und füllte die Räume mit Lackschränken, antiken Sesseln und Wandbehängen. Er schnitzte kunstvolle Fensterrahmen, baute einen massiven Kamin und strich die Wände in jenem Dotterblumengelb, das auch der tote Zar für seinen Sommerpalast gewählt hatte. Männer wie mein Vater machten Harbin zu dem, was es war: eine chinesische Stadt voller adliger Exilrussen, Menschen, die versuchten, ihre verlorene Welt mit Eisskulpturen und Winterbällen neu zu erschaffen.

Als die Trauergäste alles gesagt hatten, was zu sagen war, folgte ich meiner Mutter zur Tür, um sie zu verabschieden. Während sie Mäntel und Hüte anlegten, entdeckte ich meine Schlittschuhe, die an einem Haken in der Diele hingen. Die linke Kufe war locker, und ich erinnerte mich, dass mein Vater sie vor dem Winter hatte reparieren wollen. Die Benommenheit der letzten Tage wich einem Schmerz, der so heftig war, dass er gegen meine Rippen brandete. Mein Magen rebellierte, und ich schloss die Augen. Ich sah einen blauen Himmel, der sich über der Eis-

fläche spannte, welche die blasse Wintersonne reflektierte. Ich erinnerte mich noch genau an das letzte Jahr. Der Songhua-Fluss war zugefroren gewesen. Kinder kreischten vergnügt, während sie versuchten, sich auf den Schlittschuhen zu halten, verliebte junge Paare glitten Hand in Hand nebeneinander her, Alte schlurften in der Flussmitte dahin und hielten nach den Fischen Ausschau, die an einigen Stellen durch das dünne Eis zu sehen waren.

Mein Vater hob mich auf seine Schultern, und seine Kufen schnitten unter dem zusätzlichen Gewicht tief ins Eis. Der Himmel wurde zu einem weißblauen Wirbel, und mir war schwindelig vor Vergnügen.

»Lass mich runter, Papa«, sagte ich und lachte in seine blauen Augen. »Ich will dir was zeigen.«

Er setzte mich ab, ließ mich aber erst los, als ich sicher stand. Ich hielt nach einer freien Stelle Ausschau und lief darauf zu. Dann nahm ich ein Bein vom Eis und wirbelte herum wie eine Marionette.

»*Harascho! Harascho!*« Mein Vater applaudierte. Dann fuhr er sich mit dem Handschuh über das Gesicht und grinste so breit, dass sich seine Lachfältchen deutlich abzeichneten. Mein Vater war viel älter als meine Mutter: In dem Jahr, in dem sie geboren worden war, hatte er bereits sein Studium abgeschlossen. Als einer der Jüngsten war er Oberst in der Weißen Armee geworden, und irgendwie zeugte seine Gestik auch nach so vielen Jahren noch von einer Mischung aus jugendlichem Enthusiasmus und militärischer Genauigkeit.

Auffordernd streckte er die Hände nach mir aus, aber ich wollte mein Kunststück noch einmal vorführen. Ich drückte mich ab und begann, mich zu drehen, doch meine Kufe stieß gegen eine Unebenheit, und mein Fuß rutschte unter mir weg. Ich fiel mit der Hüfte so hart auf das Eis, dass mir die Luft wegblieb.

Augenblicklich war mein Vater bei mir. Er hob mich hoch und fuhr, mich auf den Armen tragend, zum Ufer,

wo er mich auf einem umgestürzten Baumstamm absetzte. Mit den Händen prüfte er meine Schultern und Rippen, bevor er den beschädigten Schlittschuh abnahm.

»Nichts gebrochen«, sagte er, während er meinen Fuß in seinen Händen bewegte. Die Luft war eiskalt, und er rieb meine Haut, um mich zu wärmen. Ich starrte auf die weißen Strähnen, die sich am Scheitel in sein rotblondes Haar mischten, und biss mir auf die Lippen. Die Tränen in meinen Augen kamen nicht vom Schmerz, sondern von der Demütigung, weil ich mich blamiert hatte. Als mein Vater mit dem Daumen gegen die Schwellung an meinem Knöchel drückte, fuhr ich zusammen. Die Haut verfärbte sich bereits violett.

»Anya«, meinte er lächelnd, »du bist schön und rein wie eine weiße Gardenie. Aber wir müssen vorsichtig mit dir umgehen, weil du so verletzlich bist.«

Lachend und zugleich weinend legte ich meinen Kopf an seine Schulter.

Eine Träne fiel auf mein Handgelenk und tropfte auf die Fliesen der Diele. Hastig wischte ich mir das Gesicht trocken, bevor sich meine Mutter umdrehte. Die Gäste waren auf dem Weg nach draußen. Wir winkten ihnen noch einmal und riefen »*Doswidanja*«, bevor wir die Lichter löschten. Meine Mutter nahm eine der Kerzen, die noch von der Totenwache im Salon standen, und in ihrem weichen Schein stiegen wir die Treppe hinauf. Die Flamme flackerte, und ich spürte den hastigen Atem meiner Mutter auf meiner Haut. Aber ich hatte Angst davor, mich umzuwenden und ihr Leid zu sehen. Ihr Schmerz war für mich ebenso schwer zu ertragen wie mein eigener. An ihrer Tür gab ich ihr einen Gutenachtkuss und eilte die Treppe zu meinem Zimmer unter dem Dach hinauf, wo ich mich aufs Bett fallen ließ und mein Gesicht im Kissen vergrub, damit sie mich nicht schluchzen hörte. Der Mann, der mich »weiße Gardenie« genannt, der mich auf die Schultern genommen und herumgewirbelt

hatte, bis mir vor Lachen schwindelig war – dieser Mann hatte uns für immer verlassen.

Als die offizielle Trauerzeit vorüber war, schienen alle anderen zu ihrem normalen Leben zurückzukehren. Meine Mutter und ich blieben uns selbst überlassen. Nun mussten wir lernen, wieder zu leben.

Nachdem wir die Tücher zusammengelegt und im Wäscheschrank verstaut hatten, schlug meine Mutter vor, die Blumen zum Lieblingskirschbaum meines Vaters zu tragen. Während sie mir half, meine Schnürsenkel zu binden, hörten wir unsere Hunde, Sascha und Gogel, bellen. Ich stürzte ans Fenster. Statt der Trauergäste, die ich zu sehen erwartet hatte, standen zwei japanische Soldaten am Tor. Einer von ihnen war mittleren Alters und trug einen Säbel am Gürtel. Den langen Stiefeln zufolge musste er im Rang eines Generals stehen. Sein eckiges Gesicht wirkte würdevoll und war von tiefen Falten gezeichnet, doch seine Mundwinkel zuckten amüsiert beim Anblick der beiden Huskys, die am Zaun auf und ab sprangen. Der jüngere Soldat stand reglos wie eine Lehmfigur neben ihm, nur das Funkeln in seinen Augen verriet, dass Leben in ihm steckte. Als ich meiner Mutter sagte, dass japanische Soldaten vor unserem Tor stünden, wich die Farbe aus ihrem Gesicht.

Durch einen Spalt in der Haustür beobachtete ich, wie sie mit den Männern sprach. Nachdem sie es zunächst mit langsamem Russisch versucht hatte, wechselte sie ins Chinesische über. Der jüngere Soldat schien diese Sprache problemlos zu verstehen, während der General seinen Blick über Hof und Haus schweifen ließ und nur zuhörte, wenn ihm sein Adjutant Mutters Antworten übersetzte. Offenkundig verlangten sie etwas von ihr. Dass sie sich nach jedem Satz verneigten – eine Höflichkeitsbezeugung, die in China lebenden Ausländern üblicherweise nicht zuteil wurde –, schien meine Mutter noch nervöser

zu machen. Sie schüttelte den Kopf, aber die gerötete Haut an ihrem Hals und ihre bebenden Finger, mit denen sie immer wieder an ihren Manschetten zupfte und zerrte, verrieten ihre Furcht.

In den vergangenen Monaten hatten viele Russen Besuche dieser Art erhalten. Das japanische Oberkommando und seine Adjutanten zogen die Unterkunft in Privathäusern dem Leben in den Quartieren der Armee vor. Einerseits wollten sich die Japaner so vor Luftangriffen der Alliierten schützen, zum anderen sollten örtliche Widerstandsbewegungen, die aus Anhängern der »Weißen Armee«, welche sich zu den Sowjets bekannt hatten, und chinesischen Sympathisanten bestanden, entmutigt werden. Nur einer von unseren Bekannten hatte sich einem solchen Ansinnen verweigert, Professor Akimow, ein Freund meines Vaters, der eine Wohnung in Modegow besessen hatte. Er war eines Nachts verschwunden und nie wieder aufgetaucht. Dies war allerdings das erste Mal, dass die Japaner so weit außerhalb des Stadtzentrums erschienen.

Der General flüsterte seinem Adjutanten etwas zu. Als ich sah, dass meine Mutter die Hunde beruhigte und das Tor öffnete, zog ich mich ins Haus zurück und versteckte mich unter einem Sessel, das Gesicht gegen die kühlen Fliesen der Diele gepresst. Meine Mutter betrat das Haus zuerst und hielt dem General die Tür auf. Er putzte sich die Stiefel ab, bevor er eintrat, und legte seine Kopfbedeckung auf den Tisch neben mir. Ich hörte, wie meine Mutter ihn ins Wohnzimmer führte. Er schien auf Japanisch zustimmende Worte zu murmeln, doch obwohl es meine Mutter weiter mit Russisch und Chinesisch versuchte, deutete nichts darauf hin, dass er sie verstand. Ich fragte mich, warum er seinen Adjutanten am Tor zurückgelassen hatte. Meine Mutter ging mit dem General nach oben, und ich hörte, wie die Fußbodenbretter in dem leer stehenden Zimmer knarrten und Schranktüren geöffnet und geschlossen wurden. Als sie zurückkamen, wirkte der Ge-

neral zufrieden, doch die Nervosität meiner Mutter hatte mittlerweile ihre Füße erreicht: Sie trat von einem auf den anderen und klopfte mit dem Schuh auf den Boden. Der General verneigte sich und murmelte: »*Doomo arigatoo gozaimashita.*« Danke. Als er nach seiner Kopfbedeckung griff, entdeckte er mich. Seine Augen waren ganz anders als bei den japanischen Soldaten, die ich bis dahin gesehen hatte, nämlich groß und hervorstehend. Als er sie weit öffnete und mich anlächelte, legte sich seine Stirn bis zum Haaransatz in Falten, sodass er sich in eine große, freundliche Kröte zu verwandeln schien.

Jeden Sonntag hatten meine Mutter, mein Vater und ich uns im Haus unserer Nachbarn Boris und Olga Pomeranzew eingefunden, um Borschtsch mit Roggenbrot zu essen. Die beiden alten Leute waren ihr Leben lang Bauern gewesen, aber sie waren gesellig und lernbegierig. Häufig luden sie chinesische Bekannte ein, sich uns anzuschließen. Bis zur japanischen Invasion waren diese Zusammenkünfte große Ereignisse mit Musik gewesen, bei denen Puschkin, Tolstoi und chinesische Dichter gelesen wurden. Doch als die Repressionen durch die Besatzer zunahmen, wurde die Stimmung bei diesen Mittagessen gedrückter. Alle chinesischen Bürger standen unter ständiger Überwachung. Wer die Stadt verlassen wollte, musste seine Papiere vorzeigen und Auto oder Rikscha verlassen, um sich vor den japanischen Wachposten zu verbeugen. Die einzigen Chinesen, die bereit waren, dies für einen anderen geselligen Anlass als eine Hochzeit oder eine Beerdigung auf sich zu nehmen, waren Mr und Mrs Liu.

Sie waren einst wohlhabende Industrielle gewesen, doch die Japaner hatten ihre Baumwollspinnerei beschlagnahmt, und sie überlebten nur, weil sie so klug gewesen waren, nicht alles auszugeben, was sie verdient hatten.

Am Sonntag nach dem Ende der Trauerzeit wartete meine Mutter bis nach dem Essen, um unseren Freunden

von dem General zu erzählen. Sie sprach in abgehackten, leisen Worten, wobei sie mit der Hand über die Spitzentischdecke fuhr, die Olga bei besonderen Anlässen auflegte. Immer wieder warf sie Blicke auf Ying-Ying, Mr Lius Schwester. Die junge Frau schlief in einem Sessel in der Nähe der Küchentür. Ihr Atem ging schwer, und auf ihrem Kinn glänzte ein Speichelfaden. Normalerweise brachte Mr Liu seine Schwester zu diesen Anlässen nicht mit; er zog es vor, sie in der Obhut seiner älteren Töchter zurückzulassen, wenn er und seine Frau ausgingen. Doch Ying-Yings Depressionen schienen sich verschlimmert zu haben. Tagelanger Lustlosigkeit folgten Ausbrüche, bei denen sie in lautes Wehklagen ausbrach und sich die Arme blutig kratzte.

Mr Liu hatte sie mit chinesischen Kräutern ruhig gestellt und mitgebracht, weil er sich nicht mehr darauf verlassen konnte, dass seine Kinder mit ihr fertig wurden.

Die Worte meiner Mutter klangen wohl überlegt, doch ihre eingeübte Ruhe verstärkte das bleierne Gefühl in meinem Magen nur. Sie erzählte, dass der General das leer stehende Zimmer in unserem Haus mieten werde, betonte aber, dass sich sein Hauptquartier in einem entfernten Dorf befinde und dass er die meiste Zeit dort verbringen werde. Die Belastung für uns halte sich daher in Grenzen. Es sei vereinbart worden, dass weder Soldaten noch Militärattachés das Haus aufsuchen würden.

»Lina, nein!«, rief Olga. »Doch nicht diese Leute!«

Meine Mutter erbleichte. »Wie kann ich mich weigern? Wenn ich das tue, verliere ich das Haus und alles andere. Ich muss an Anya denken.«

»Besser kein Haus, als mit diesen Ungeheuern zusammenzuleben«, hielt Olga dagegen. »Du kannst mit Anya bei uns wohnen.«

Boris legte meiner Mutter seine rote, schwielige Bauernhand auf die Schulter. »Olga, wenn sie sich weigert, verliert sie mehr als das Haus.«

Meine Mutter hob den Blick und sah die Lius entschuldigend an. »Meine chinesischen Freunde werden das nicht verstehen.«

Mrs Liu senkte den Blick. Ihr Ehemann richtete seine Aufmerksamkeit erneut auf seine Schwester, die in ihrem unruhigen Schlaf Namen vor sich hin murmelte. Es waren immer die gleichen Namen. Sie schrie sie heraus, während Mrs Liu und ihre Töchter sie in der Arztpraxis festhielten, und wimmerte sie, bevor sie in einen komaähnlichen Schlaf sank. Sie war aus Nanking gekommen, mit all den übrigen verzweifelten Flüchtlingen, die nach dem Einmarsch der Japaner aus der Stadt geflohen waren. Es waren die Namen ihrer drei kleinen Töchter, denen japanische Soldaten mit Schwertern den Leib von oben nach unten aufgeschlitzt hatten. Als die Soldaten die Körper der Mädchen auf einen Haufen mit den anderen toten Kindern aus ihrem Wohnblock warfen, hielt einer der Soldaten Ying-Yings Kopf mit den Händen fest und zwang sie, mit anzusehen, wie die winzigen Eingeweide ihrer Töchter auf den Boden quollen, wo sich die Wachhunde darum stritten. Ihr Mann war mit den anderen Männern auf die Straße geschleift, gebrandmarkt und an einen Pfahl gebunden worden. Dann hatten die japanischen Generäle ihren Soldaten befohlen, ihnen zur Übung die Bajonette in den Leib zu rammen.

Unbemerkt verließ ich den Tisch und lief hinaus, um mit dem Straßenkater zu spielen, der im Garten der Pomeranzews lebte. Seine Ohren waren zerfetzt, und auf einem Auge war er blind, aber in Olgas Obhut war er dick und selbstzufrieden geworden. Ich presste mein Gesicht in sein nach Moschus riechendes Fell und weinte. Überall in Harbin erzählte man sich hinter vorgehaltener Hand Geschichten wie die von Ying-Ying, und selbst ich hatte genug von der Grausamkeit der Japaner gesehen, um sie zu hassen.

1937 hatten sie die Mandschurei annektiert, obwohl

die eigentliche Invasion sechs Jahre zuvor stattgefunden hatte. Als der Krieg heftiger wurde, sorgten die Japaner per Erlass dafür, dass der gesamte Reis bei der Armee abgeliefert wurde. Die Chinesen mussten sich mit Eichelmehl als Grundnahrungsmittel begnügen, das von kleinen Kindern und Kranken nicht verdaut werden konnte. Eines Tages lief ich den gewundenen, von Bäumen gesäumten Weg am Fluss entlang, an dem unser Haus stand. Unser neuer japanischer Direktor hatte uns vorzeitig aus der Schule entlassen, damit wir unseren Eltern von den letzten Siegen der Japaner in der Mandschurei berichteten. Ich trug die weiße Uniform der Klosterschule und freute mich über die Muster, die das durch die Blätter fallende Sonnenlicht auf den Weg malte, während ich nach Hause hüpfte. Unterwegs überholte ich Doktor Chou, den Arzt des Ortes. Doktor Chou war sowohl in westlicher als auch in chinesischer Medizin ausgebildet und trug eine Schachtel mit Glasfläschchen unter dem Arm. Er war bekannt für seine elegante Kleidung. An jenem Tag trug er einen gut geschnittenen westlichen Anzug und Mantel und dazu einen Panama-Hut. Er schien sich ebenfalls über das milde Wetter zu freuen, und wir lächelten einander zu.

Nachdem ich ihn passiert hatte, kam ich an eine Biegung des Flusses, dort, wo der Wald am dunkelsten und von Schlingpflanzen überwuchert war. Wie angewurzelt blieb ich stehen, da ich einen lauten Schrei vernahm und ein chinesischer Bauer mit zerschundenem, blutendem Gesicht auf mich zutaumelte. Japanische Soldaten brachen hinter ihm durch die Bäume und schlossen uns, mit den Bajonetten fuchtelnd, ein. Der Anführer zog sein Schwert und hielt es dem Mann unter das Kinn, sodass es ihm in den Hals schnitt. Er zwang sein Gesicht in die Höhe, aber an den matten Augen und den hängenden Mundwinkeln sah ich, dass den Bauern die Hoffnung bereits verlassen hatte. Aus seiner Jacke lief Wasser. Einer der

Soldaten griff nach einem Messer und schlitzte die linke Jackenseite auf. Feuchter Reis fiel in Klumpen zu Boden.

Die Soldaten zwangen den Mann auf die Knie und verhöhnhten ihn, wobei sie wie Wölfe heulten. Der Rudelführer stieß sein Schwert in die andere Seite der Jacke, sodass mit Blut vermischter Reis herausströmte. Über die Lippen des Mannes lief Erbrochenes. Hinter mir hörte ich Glas zersplittern. Als ich mich umwandte, sah ich Doktor Chou. Seine Fläschchen lagen auf dem Boden, und ihr Inhalt sickerte auf den felsigen Weg. Ihm stand das Entsetzen ins Gesicht geschrieben. Unbemerkt von den Soldaten trat ich zurück, geradewegs in seine ausgestreckten Arme.

Erregt von dem Geruch von Blut und Angst, stießen die Soldaten grunzende Laute aus. Der Anführer zerrte am Kragen des Gefangenen, bis der Hals sichtbar wurde. Er ließ sein Schwert herabsausen und trennte den Kopf von den Schultern ab. Der blutige Fleischklumpen rollte in den Fluss, der an dieser Stelle die Farbe von Sorghum-Wein annahm. Der Rumpf, aus dem das Blut spritzte, blieb aufrecht sitzen, wie im Gebet. Ohne jede Spur von Schuldgefühl oder Ekel traten die Soldaten in aller Ruhe zurück. Blut und Körperflüssigkeit sammelten sich in Pfützen zu unseren Füßen und besudelten unsere Schuhe. Die Soldaten begannen zu lachen. Der Mörder hob sein Schwert und betrachtete den daran haftenden Schmutz im Sonnenlicht angewidert. Als er sich nach etwas umsah, womit er es reinigen konnte, fiel sein Blick auf mein Kleid. Er griff nach mir, doch der empörte Doktor Chou zog mich noch tiefer unter seinen Mantel, wobei er die Soldaten mit unterdrückter Stimme verfluchte. Der Anführer, der Doktor Chous Flüche für Proteste hielt, grinste und wischte das Schwert an der Schulter des Arztes ab. Für Doktor Chou, der soeben Zeuge der Ermordung eines Landsmannes geworden war, muss es ein widerwärtiges Erlebnis gewesen sein, doch er schwieg, um mich zu schützen.

Damals lebte mein Vater noch, und als er mich am

Abend zugedeckt und mit unterdrückter Wut meiner Geschichte gelauscht hatte, hörte ich ihn auf dem Treppenabsatz zu Mutter sagen: »Weil ihre eigenen Führer sie grausam behandeln, haben sie jede Spur von Menschlichkeit verloren. Es ist die Schuld der Generäle.«

Zuerst änderte sich unser Leben durch den General nur wenig, da er hauptsächlich für sich blieb. Er zog mit einem Futon, einem Gaskocher und einem großen Koffer ein. Seine Existenz wurde uns nur morgens, wenn direkt nach Sonnenaufgang der schwarze Wagen vor unserem Tor vorfuhr und die Hühner im Hof vor dem General aufflatterten, und abends bewusst, wenn er spät und mit müden Augen zurückkehrte. Dann nickte er meiner Mutter zu, lächelte mich an und zog sich in sein Zimmer zurück.

Für einen Angehörigen der Besatzungsarmee benahm sich der General erstaunlich gut. Er bezahlte nicht nur Miete, sondern auch alles, was er benutzte. Nach einer Weile begann er, rationierte oder verbotene Lebensmittel wie Reis und süße Bohnenklößchen mitzubringen. Diese Köstlichkeiten hinterließ er, in ein Tuch eingewickelt, auf dem Esstisch oder der Küchenbank. Meine Mutter beäugte die Päckchen misstrauisch und weigerte sich, sie anzufassen, aber sie hinderte mich nicht daran, die Geschenke anzunehmen. Offenbar verstand der General, dass er die Sympathie meiner Mutter nicht mit Dingen erringen konnte, die den Chinesen weggenommen worden waren, denn die Geschenke wurden bald durch heimliche Reparaturen ersetzt. So stellten wir einmal fest, dass ein klemmendes Fenster wieder funktionierte, ein anderes Mal war eine quietschende Tür geölt oder eine zugige Ecke abgedichtet worden.

Doch es dauerte nicht lange, bis der General sich ausbreiten begann, wie eine Schlingpflanze, die aus ihrem Topf den Weg in die Erde gefunden hat und nun den Garten überwuchert.

Am vierzigsten Tag nach dem Tod meines Vaters besuchten wir die Pomeranzews. Die Stimmung war fröhlicher als sonst, obwohl nur wir vier uns zum Mittagessen versammelt hatten, weil die Lius nicht mehr kamen, wenn wir eingeladen waren.

Boris war es gelungen, Wodka aufzutreiben, und selbst ich durfte davon kosten, »um mich aufzuwärmen«. Zu unserer Belustigung riss er sich plötzlich den Hut vom Kopf und enthüllte sein raspelkurzes Haar. Meine Mutter strich vorsichtig darüber. »Boris, wer hat dich denn so misshandelt?«, neckte sie ihn. »Du siehst aus wie eine Siamkatze.«

Olga schenkte erneut Wodka aus, wobei sie scherzhaft so tat, als wollte sie mich übergehen. Dann setzte sie eine finstere Miene auf. »Dafür hat er auch noch bezahlt! Irgendein neumodischer chinesischer Barbier in der Altstadt hat das verbochen.«

Ihr Mann grinste entzückt, zeigte seine gelben Zähne und lachte. »Sie ärgert sich nur, weil es besser aussieht, als wenn sie mir die Haare schneidet.«

»Mein schwaches altes Herz hätte fast den Dienst versagt, als du mit dieser Clownsfrisur angekommen bist«, gab seine Frau zurück.

Boris nahm die Wodkaflasche und goss jedem außer seiner Frau ein weiteres Glas ein. Als sie die Stirn runzelte, hob er die Augenbrauen. »Denk an dein schwaches altes Herz, Olga.«

Hand in Hand gingen meine Mutter und ich nach Hause. Mit den Füßen wirbelten wir den frisch gefallenen Schnee auf, und sie sang ein Lied über das Pilzesammeln. Immer wenn sie lachte, stiegen kleine Dampfwölkchen von ihrem Mund auf. Trotz des Kammers in ihren Augen war sie eine Schönheit. Ich wäre gern wie sie gewesen, aber ich hatte das rotblonde Haar, die blauen Augen und die Sommersprossen meines Vaters geerbt.

Als wir an unser Tor kamen, verengten sich die Augen

meiner Mutter beim Anblick der japanischen Laterne, die darüber hing. Sie eilte ins Haus. Nachdem sie Mantel und Schuhe abgelegt hatte, half sie mir dabei. Dann lief sie zur Wohnzimmertür, wobei sie mich zur Eile drängte, damit ich mich auf dem gefliesten Boden der Diele nicht verkühlte. Als sie sich wieder umdrehte, erstarrte sie beim Anblick des Raumes wie eine verängstigte Katze. Ich trat hinter sie. In einer Ecke hatte jemand unsere Möbel aufgestapelt und mit einem roten Tuch bedeckt. Daneben war eine Fensternische in einen Schrein mit Schriftrolle und Ikebana-Blumenarrangement verwandelt worden. Die Läufer waren Tatami-Matten gewichen.

Auf der Suche nach dem General stürmte meine Mutter durchs Haus, aber er war weder in seinem Zimmer noch im Hof. Bis es dunkel wurde, warteten wir am Kohleofen auf ihn, während meine Mutter die wütenden Worte einübte, mit denen sie ihn empfangen wollte. Aber der General kam in jener Nacht nicht nach Hause, und sie versank in stille Verzweiflung. Neben dem erlöschenden Feuer aneinander gekuschelt, schliefen wir ein.

Der General kehrte erst zwei Tage später zurück. Bis dahin hatte die Erschöpfung den Kampfgeist meiner Mutter besiegt. Als er mit Tee, Kleiderstoff und Faden in den Händen eintrat, schien er Dankbarkeit zu erwarten. In seinen schelmisch blitzenden Augen las ich das gleiche Vergnügen wie bei meinem Vater, wenn es ihm gelungen war, Schätze für seine Lieben aufzutreiben.

Der General legte einen Kimono aus grauer Seide an und begann, Gemüse und Tofu für uns zu kochen. Meine Mutter, die sich, nachdem ihre eleganten, antiken Sessel weggeräumt worden waren, gezwungen sah, im Schneidersitz auf einem Kissen zu sitzen, starrte mit geschürzten Lippen schmollend vor sich hin, während der Duft von Sesamöl und Sojasoße durch das Haus zog. Sprachlos starrte ich auf die Lackteller, die der General auf den niedrigen Tisch stellte. Immerhin kochte er für uns, und



Belinda Alexandra

Die weiße Gardenie

Roman

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 12,0 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40003-0

Heyne

Erscheinungstermin: November 2004

China 1945: Um das Leben ihrer Tochter zu retten, lässt die Russin Alina Kozlova die zwölfjährige Anya in der Obhut von Freunden in Shanghai. Anya lernt das glamouröse Nachtleben und die erste große Liebe kennen, später muss auch sie flüchten und findet in Australien eine neue Heimat. Niemals verlässt Anya die Hoffnung, die Mutter sei noch am Leben. In ihrer Verzweiflung wie in ihrem Glück sehnt sie sich nach einem Wiedersehen.